

Victoria Aveyard

Die rote Königin

VICTORIA AVEYARD



DIE  
ROTE  
KÖNIGIN

CARLSEN

i

Rot oder Silber – Mares Welt wird von der Farbe des Blutes bestimmt. Sie selbst gehört zu den niederen Roten, deren Aufgabe es ist, der Silber-Elite zu dienen. Denn die – und nur die – besitzt übernatürliche Kräfte. Doch als Mare bei ihrer Arbeit in der Sommerresidenz des Königs in Gefahr gerät, geschieht das Unfassbare: Sie, eine Rote, rettet sich mit Hilfe besonderer Fähigkeiten!

Um Aufruhr zu vermeiden, wird sie als verschollen geglaubte Silber-Adlige ausgegeben und mit dem jüngsten Prinzen verlobt. Dabei ist es dessen Bruder, der Thronfolger, der Mares Gefühle durcheinanderbringt. Doch von jetzt an gelten die Regeln des Hofes, Mare darf sich keine Fehler erlauben. Trotzdem nutzt sie ihre Position, um die aufkeimende Rebellion der Roten zu unterstützen. Sie riskiert dabei ihr Leben – und ihr Herz ...

Viktoria Aveyard entwirft mit ihrem Debüt (dem Auftakt einer Trilogie) eine faszinierende Welt, in deren Mittelpunkt eine Heldin steht, die trotz bester Absichten folgenschwere Entscheidungen trifft. Es geht um Freundschaft, Liebe und Verrat, um Politik, Intrigen und Rebellion, um Gut und Böse – und jede Schattierung dazwischen.

Fesselnd, rasant, vielschichtig und zum Mitfiebern – DIE ROTE KÖNIGIN ist ein absoluter Pageturner!

## 2

Unser Haus ist klein, sogar für einen Pfahlbau, aber wenigstens haben wir einen guten Blick. Bevor er verletzt wurde, hat Vater während eines seiner Urlaube von der Armee dieses Haus auf Stelzen errichtet, damit wir über den Fluss schauen können. Selbst durch den sommerlichen Dunstschleier hindurch kann man die gerodeten Landstriche erkennen, auf denen einst Wald stand, welcher nun verschwunden ist. Diese kahlen Stellen sehen aus wie eine Krankheit, aber die unberührten Hügel im Norden und Westen sind ein stilles Versprechen. *Es gibt noch so viel mehr dort in der Ferne.* Jenseits von uns, jenseits von den Silbernen, jenseits von allem, was ich kenne.

Über abgegriffene, vom täglichen Gebrauch verformte Holzsprossen erklimme ich die Leiter zum Haus. Aus dieser Höhe kann ich ein paar Boote sehen, die mit stolz geblähten, leuchtenden Segeln den Fluss hochfahren. Silberne. Nur sie sind so reich, dass sie sich private Transportmittel leisten können. Während sie über fahrbare Untersätze, Ausflugsboote und sogar über hoch fliegende Airjets verfügen, haben wir nichts als unsere Füße oder mit etwas Glück vielleicht ein Fahrrad.

Die Boote müssen unterwegs nach Summertown sein, der kleinen Stadt, die rund um die Sommerresidenz des Königs zum Leben erwacht. Gisa war heute dort, um der Näherin zu helfen, bei der sie in die Lehre geht. Wenn der König zu Besuch ist, gehen sie oft dort auf den Markt, um ihre Waren den Händlern und Silber-Adeligen zu verkaufen, die der

Königsfamilie hinterherziehen wie Entenküken. Der Palast selbst wird das Sonnenschloss genannt und soll ein echtes Wunderwerk sein; ich habe es aber noch nie gesehen. Ich weiß ohnehin nicht, wozu die Angehörigen der Königsfamilie ein zweites Haus brauchen, vor allem wo der Palast in der Hauptstadt schon so edel und prachtvoll ist. Aber wie alle Silbernen handeln sie nicht aus Notwendigkeit, sondern allein nach Lust und Laune. Und was immer sie wollen, bekommen sie auch.

Bevor ich die Tür aufstoße und in das übliche Chaos eintauche, berühre ich die Flagge, die auf dem Vordach flattert. Drei rote Sterne auf vergilbtem Stoff, für jeden Bruder einer, und es gibt darauf noch Platz für mehr. Für meinen Stern. Fast alle Häuser haben diese Flaggen und auf einigen sind schwarze Streifen an Stelle von Sternen, zur Erinnerung an tote Kinder.

Drinnen schwitzt Mutter am Herd; sie rührt in einem Eintopfgericht, während Vater sie von seinem Rollstuhl aus missmutig bäugt. Gisa sitzt am Tisch und stickt. Sie erschafft mal wieder etwas Wunderschönes und Erlesenes, wovon ich nicht das Geringste verstehe.

»Ich bin zurück«, sage ich in den Raum hinein. Vater winkt mir kurz zu, Mutter nickt und Gisa schaut gar nicht erst von ihrem seidenen Tuch hoch.

Ich lasse meinen Beutel mit Diebesgut neben ihr auf den Tisch fallen und klimpere möglichst laut mit den Münzen. »Ich hab bestimmt genug zusammen, um Vater zum Geburtstag einen richtigen Kuchen zu kaufen. Und noch mehr Batterien. Genug für den ganzen restlichen Monat.«

Gisa bäugt den Beutel und verzieht widerwillig das Ge-

sicht. Sie ist erst vierzehn, aber sehr pfiffig. »Eines Tages kommen Leute und nehmen alles mit, was du hast.«

»Eifersucht steht dir nicht, Gisa«, sage ich und tätschle ihr den Kopf. Sofort fliegen ihre Hände hoch zu ihren glänzenden roten Haaren und streichen sie zurück in den akkuraten Knoten.

Ich habe sie schon immer um diese Haare beneidet, aber ich würde es ihr nie sagen. Während ihre feuerrot leuchten, sind meine das, was wir flussbraun nennen: an den Haarwurzeln dunkel und zu den Enden hin immer ausgebleichter, da das anstrengende Leben im Dorf uns die Farbe aus den Haaren saugt. Die meisten Frauen hier tragen ihre Haare kurz, damit man die grauen Spitzen nicht sieht, aber ich mache das nicht. Mir gefällt es, dass sogar meine Haare wissen, dass man so eigentlich nicht leben sollte.

»Ich bin nicht eifersüchtig«, protestiert Gisa und wendet sich wieder ihrer Arbeit zu. Sie stickt Blumen, die aus Feuer zu bestehen scheinen; jede einzelne ist eine hübsche, aus Fäden gewirkte Flamme auf glattseidenem schwarzen Untergrund.

»Das ist wunderschön, Gi.« Ich streiche über eine der Blumen und staune, wie schön seidig sie sich anfühlt. Gisa blickt auf und schenkt mir ein sanftes Lächeln, das ihre ebenmäßigen Zähne entblößt. Auch wenn wir uns häufig streiten, weiß sie, wie gern ich sie habe.

*Und jeder hier weiß, dass ich die Eifersüchtige von uns beiden bin, Gisa. Ich kann nichts – außer die zu beklaunen, die etwas können.*

Wenn Gisa fertig ist mit ihrer Lehre, kann sie ihren eigenen Laden aufmachen. Von überall her werden dann Sil-

berne kommen, um ihre Tücher und Flaggen und Kleider zu kaufen. Gisa wird erreichen, was nur wenige Rote schaffen – sie wird ein gutes Leben führen. Sie wird für unsere Eltern sorgen und meine Brüder und mich einfache Arbeiten verrichten lassen, damit wir nicht in den Krieg müssen. Gisa wird uns eines Tages retten, mit nichts als Nadel und Faden.

»Wie Tag und Nacht, meine Mädchen«, murmelt Mutter. Das ist nicht als Beleidigung gemeint, sondern die schmerzhafteste Wahrheit. Gisa ist geschickt, hübsch und herzengut. Ich bin ein bisschen gröber gestrickt, wie Mutter es höflich ausdrückt. Das Dunkel zu Gisas Licht. Das Einzige, was wir gemeinsam haben, sind die Ohrhinge, die wir uns teilen, und die Erinnerung an unsere Brüder.

Vater keucht in seiner Ecke und schlägt sich mit der Faust vor die Brust. Das ist nichts Ungewöhnliches, weil er nur noch einen echten Lungenflügel hat. Ein geschickter roter Arzt hat ihn glücklicherweise retten können, indem er den kollabierten Flügel durch ein Gerät ersetzt hat, das für ihn atmet. Das Gerät war keine Erfindung der Silbernen; die brauchen so etwas gar nicht. Sie haben die Heiler. Aber Heiler vergeuden ihre Zeit nicht damit, Rote zu behandeln oder gar an der Front zu arbeiten, um das Leben von roten Soldaten zu retten. Die meisten von ihnen bleiben in den Städten, wo sie das Leben betagter Silberner verlängern und Körper heilen, die von Alkohol und dergleichen ruiniert sind. Aus diesem Grund sind wir Roten dazu gezwungen, einen illegalen Handel mit Technologien und Erfindungen zu treiben, um uns selbst zu helfen. Einige von diesen Dingen sind wertlos und die meisten funktionieren nicht einmal, aber ein klickendes kleines Stück Metall hat meinem Vater das Leben

gerettet. Ich höre es ständig in ihm ticken wie einen leisen Puls, der seine Atmung in Gang hält.

»Ich will keinen Kuchen.«

»Dann sag mir, was du stattdessen haben möchtest. Vielleicht eine neue Uhr oder ...?«

»Sachen, die du anderen Leuten vom Handgelenk gestohlen hast, betrachte ich nicht als neu, Mare.«

Mutter zieht den Eintopf vom Herd, bevor ein weiterer Krieg im Hause Barrow losbrechen kann. »Essen ist fertig!« Sie trägt den Topf zum Tisch, und der Geruch umhüllt mich.

»Riecht sehr gut, Mama«, lügt Gisa. Vater ist nicht so taktvoll und verzieht das Gesicht.

Um nicht dumm dazustehen, zwingt ich mich, von dem Eintopf zu essen. Zu meinem Erstaunen und meiner Freude ist er nicht so schlecht wie sonst. »Hast du den Pfeffer verwendet, den ich dir mitgebracht habe?«

Statt zu nicken, zu lächeln und mir zu danken, weil ich es gemerkt habe, wird sie rot und antwortet nicht. Ihr ist bewusst, dass ich den Pfeffer gestohlen habe, wie alle meine Gaben.

Gisa verdreht die Augen über ihrem Teller, weil sie weiß, was los ist.

Man sollte meinen, ich wäre an so etwas gewöhnt, aber dass meine Eltern nicht gutheißen, was ich tue, macht mir zu schaffen.

Mutter seufzt und legt die Hände vors Gesicht. »Du weißt, dass ich das zu schätzen weiß, Mare. Ich wünschte nur ...«

»Dass ich mehr wie Gisa wäre?«, beende ich ihren Satz.

Mutter schüttelt den Kopf. Noch eine Lüge. »Nein, natürlich nicht. Das habe ich nicht gemeint.«

»Aha.« Mein bitterer Unterton ist bestimmt noch auf der anderen Seite des Dorfes zu hören. Nur mit Mühe unterdrücke ich das Zittern in meiner Stimme. »Das ist das Einzige, womit ich euch aushelfen kann, bevor ich gehe.«

Wenn man auf den Krieg anspielt, kehrt in unserem Haus sofort Ruhe ein. Sogar Vaters Keuchen hört auf. Mutter wendet sich mit vor Zorn hochrotem Kopf ab. Gisa legt unter dem Tisch ihre Hand auf meine.

»Ich weiß, dass du tust, was du kannst, und dass du die besten Absichten hast«, flüstert Mutter. Es kostet sie viel Überwindung, das zu sagen, aber es tröstet mich dennoch.

Also halte ich den Mund und zwingt mich zu nicken.

Plötzlich zuckt Gisa zusammen, als hätte sie einen Schreck bekommen. »Oh, das habe ich ja völlig vergessen! Ich bin auf dem Heimweg von Summerton auf der Post gewesen, und da lag ein Brief von Shade!«

Das schlägt ein wie eine Bombe. Mutter und Vater reißen sich förmlich um den schmutzigen Umschlag, den Gisa aus der Tasche zieht. Ich sehe zu, wie sie das Papier prüfen. Meine Eltern können nicht lesen und befragen deshalb das Papier selbst auf neue Informationen.

Vater schnüffelt an dem Brief und versucht seinen Geruch einzuordnen. »Riecht eher nach Kiefer, nicht nach Rauch. Gut! Das heißt, er ist nicht mehr am Todesstreifen.«

Wir atmen erleichtert auf. Der Todesstreifen ist ein zerbombter Landstrich, der Norta mit den Lakelands verbindet. Dort findet ein Großteil der Gefechte statt. Die Soldaten verbringen ihre meiste Zeit damit, sich in Schützengräben zu ducken, die jederzeit in die Luft gehen können, oder Vorstöße zu wagen, die in Massakern enden. Der Rest der Lan-



desgrenze besteht hauptsächlich aus Wasser, nur hoch oben im Norden gibt es eine Tundralandschaft, die zu kahl und zu kalt ist, als dass es sich lohnen würde, darum zu kämpfen. Vater wurde vor einigen Jahren am Todesstreifen verwundet, als seine Einheit von einer Bombe getroffen wurde. Inzwischen ist dieses Gebiet von jahrzehntelangen Kämpfen so zerstört, dass der Rauch der Explosionen wie ein permanenter Nebel darüber liegt und nichts mehr dort wächst. Der ganze Landstrich ist tot und grau wie die Zukunft des Krieges.

Schließlich reicht Vater mir den Brief und ich öffne ihn erwartungsvoll. Meine Neugier auf das, was Shade zu sagen hat, ist ebenso groß wie meine Angst davor.

»Liebe Familie, wie ihr seht, lebe ich noch.«

Vater und ich müssen kichern und Gisa lächelt immerhin. Mutter hingegen findet es überhaupt nicht komisch, obwohl Shade jeden Brief so anfängt. (...)

Wie immer gehen uns Shades Worte durch Mark und Bein. Noch habe ich seine Stimme im Ohr, aber die Erinnerung verblasst allmählich. Plötzlich flackert das Licht über unseren Köpfen.

»Hat denn keiner die Bezugsscheine eingereicht, die ich gestern bekommen habe?«, frage ich, bevor das Licht ganz ausgeht und wir mit einem Mal in der Dunkelheit sitzen. Als meine Augen sich daran gewöhnt haben, sehe ich, wie Mutter den Kopf schüttelt.

Gisa stöhnt. »Nicht schon wieder!« Sie schiebt geräuschvoll den Stuhl zurück und steht auf. »Ich gehe ins Bett. Versucht, euch nicht anzuschreien.«

Aber wir schreien gar nicht. Das scheint bei mir neuerdings zur Gewohnheit zu werden – *dass ich zu müde bin, um*

*mich zu streiten.* Mutter und Vater ziehen sich in ihr Schlafzimmer zurück und ich bleibe allein am Tisch sitzen. Normalerweise würde ich noch mal hinausschlüpfen, aber ich kann mich zu nichts anderem mehr aufraffen, als ebenfalls schlafen zu gehen.

Ich steige eine weitere Leiter hoch und gelange auf den Dachboden, wo Gisa bereits schnarcht. Sie hat einen gesegneten Schlaf und ist immer sofort weg, sobald sie sich hinlegt, während ich manchmal noch stundenlang wach bleibe. Ich sinke auf mein Bett und bin zufrieden, einfach nur daliegen zu können und Shades Brief in der Hand zu halten. Wie Vater schon richtig sagte, er riecht stark nach Kiefernholz.

Der Fluss macht heute Abend angenehme Geräusche, sein Plätschern und Rauschen lullt mich ein. Selbst der alte Kühlschrank, ein rostiges batteriebetriebenes Ding, das normalerweise so laut brummt, dass ich Kopfschmerzen davon bekomme, stört mich heute Abend nicht. Aber dann ertönt ein Vogelruf und reißt mich aus dem Halbschlaf. *Kilorn.*

*Nein. Geh weg.*

Noch ein Vogelruf, diesmal lauter. Gisa wälzt sich im Schlaf hin und her.

Leise grummelnd und Kilorn verfluchend rolle ich aus dem Bett und husche die Leiter hinunter. Jedes andere Mädchen wäre wahrscheinlich über das Gerümpel gestolpert, das im Hauptraum herumliegt, aber das jahrelange Davonrennen vor den Wachen hat mir eine große Geschicklichkeit verliehen. Innerhalb weniger Sekunden bin ich auch die äußere Leiter hinabgerutscht und stehe knöcheltief im Matsch. Kilorn wartet unten und tritt aus dem Schatten unterhalb des Hauses.

»Ich hoffe, du magst blaue Augen, denn ich verpasse dir gleich eins dafür, dass du –«

Sein Anblick lässt mich verstummen.

Er hat geweint. *Aber Kilorn weint doch nicht.* Außerdem sind seine Fingerknöchel blutig und ich wette, irgendwo hier in der Nähe steht eine Mauer, die mindestens ebenso viel abbekommen hat wie er. Trotz meiner schlechten Laune und der vorgerückten Stunde mache ich mir sofort Sorgen um ihn. Ja, ich bekomme sogar richtig Angst.

»Was ist los? Was ist passiert?« Ohne nachzudenken, nehme ich seine Hand und spüre sein Blut unter meinen Fingern. »Sag schon, was ist?«

Er braucht einen Moment, bis er antworten kann. Allmählich bekomme ich Panik.

»Mein Meister. Er ist gestürzt. Und jetzt ist er tot. Das heißt, ich bin kein Lehrling mehr.«

Ich schnappe nach Luft vor Schreck; ich kann nicht anders. Er fährt fort, obwohl das gar nicht mehr nötig ist. Ich weiß schon, was jetzt kommt.

»Ich war noch nicht fertig mit der Ausbildung, und jetzt –«, seine Stimme überschlägt sich förmlich, »Ich bin achtzehn. Die anderen Fischer haben alle ihre Lehrlinge. Also gehe ich leer aus. Ich *bekomme* keine Arbeit.«

Die nächsten Worte stechen mir wie ein Messer mitten ins Herz. Kilorn atmet zitternd ein, und irgendwie wünschte ich, ich müsste nicht hören, was er sagt.

»Sie werden mich in den Krieg schicken.«



Victoria Aveyard

**Die rote Königin**

Aus dem Englischen von Birgit Schmitz

Umschlag: formlabor

Ca. 352 Seiten

Ab 14 Jahren

15 x 22 cm, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-551-58326-0

Ca. € 17,99 (D) / € 18,50 (A) / sFr 25,90

Erscheint im Juni 2015

@book